

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeitspalte oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Arbeitslosenversicherung.

* Leipzig, 4. September.

I.

Die letzten Jahre haben in Deutschland wie in einigen anderen Staaten die Frage der Arbeitslosenversicherung auf die Tagesordnung gestellt. Praktisch zuerst durch eine Reihe von Gewerkschaften angefaßt, wurde sie bald zum Gegenstand diebändiger professoraler Untersuchungen, dann zum Gebiet mannigfaltiger sozialer Experimente, die jüngste Krise hat sie wie eine Brandfadel mitten in die parlamentarische Arena geschleudert, und nun soll sie offiziell von der Sozialdemokratie formuliert und in ihr praktisches Reformprogramm aufgenommen werden.

Wohnen wir hier etwa einem Umschwung in den Beziehungen der Arbeiterklasse zum Staate, in der Stellung der Sozialdemokratie zur Gegenwartsarbeit bei? Versuchen wir etwa hier, wie einige befürchten, schwärende Wunden des Kapitalismus mit harmlosen Pflästerchen zu kurieren, oder fangen wir an, wie andere hoffen, an die Heilbarkeit der kapitalistischen Krebschäden zu glauben?

Es gehört ein gründliches Mißverständnis über das Wesen des Problems dazu, um die eine oder die andere Frage zu bejahen.

Seit Marx die geniale wissenschaftliche Entdeckung gemacht hat, daß die industrielle Reservearmee, d. h. mit anderen Worten die Arbeitslosigkeit, gleichzeitig mit dem kapitalistischen Reichtum wächst und das Wachstum der Arbeitslosigkeit das Grundgesetz der heutigen Wirtschaftsordnung ist, hat diese vom praktischen Leben tagtäglich bestätigte Erkenntnis in dem Bewußtsein breiter Schichten des Proletariats feste Wurzeln geschlagen. Die unerschütterliche Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, die industrielle Reservearmee im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft abzuschaffen, hat auch zweifellos ihre Rolle bei dem Widerstreben gespielt, in dem die deutschen Gewerkschaften sich erst nach und nach mit der Idee der Arbeitslosenversicherung befreundet haben.

Was ändert nun an diesem Tatbestand ein beliebiges System der Arbeitslosenversicherung? Sie hat und kann offenbar nichts anderes zum Zwecke haben, als dem von der geänderten Konjunktur, von dem Saisonwechsel aufs Pflaster gelegten Arbeiter Mittel zu verschaffen, damit er bis zur Wiederkehr einer für ihn günstigen Lage auf dem Arbeitsmarkt dem Elend entgeht. Wird aber dadurch irgendwie die Arbeitslosigkeit selbst als gesellschaftliche Erscheinung beseitigt? Die

Funktion der industriellen Reservearmee im Mechanismus der kapitalistischen Wirtschaft besteht vor allem in der ständigen, unbeschränkten Vorrathaltung an disponiblen, „freien“ Arbeitskräften für jede zufällige, plötzliche Erweiterung der Produktion. Diese Funktion wird durch die Arbeitslosenversicherung nicht im mindesten beeinträchtigt. Der seiner Beschäftigung verlustige Arbeiter bleibt, trotzdem er eine Unterstützung bekommt, die „freie“ disponible Kraft, die auf das Kommando des Kapitals wartet. Der halbwegs satte Arbeitslose bleibt doch noch arbeitslos, wenn er auch nicht Hungers stirbt.

Freilich ist jede Arbeitslosenversicherung naturgemäß mit einem Arbeitsnachweis verbunden. Allein, so lange wir nicht annehmen können, daß die Arbeitslosigkeit als Massenerscheinung auf einem bloßen Mißverständnis, auf einem Vermittlungsmangel zwischen arbeitensuchenden Unternehmern und beschäftigungslosen Arbeitern beruht, so lange ist es klar, daß der beste Arbeitsnachweis lediglich die Ergreifung der vorhandenen Arbeitsgelegenheiten beschleunigen und erleichtern, nicht aber nichtvorhandene Verwendungen für überzählige Arbeitermassen aus dem Boden stampfen kann. Die Unterstützung dieser Ueberzähligen bleibt aber gerade der Hauptzweck der Arbeitslosenversicherung. Im Interesse des Kapitalismus liegt es, daß er disponiblen Arbeiter stets bei der Hand hat, nicht aber, daß diese disponiblen Arbeiter Hungers sterben. Und wenn deshalb Maßregeln getroffen werden, um den Reserven der Arbeiterschaft auf diesem oder jenem Wege Existenzmittel zu verschaffen, so wird dadurch im Grunde genommen nicht die Arbeitslosigkeit, als gesellschaftliche Erscheinung, sondern lediglich ihre individuellen Folgen für den Arbeiter, das Elend, die Verzweiflung und ihre mannigfaltigen Ueßerungen bekämpft. Schon aus diesem Grunde kann die Einführung einer allgemeinen Arbeitslosenversicherung nicht ein Beweis gegen unsere hergebrachte wissenschaftlich erwiesene Auffassung von der Unheilbarkeit der Arbeitslosigkeit auf dem Boden der heutigen Gesellschaft sein.

Ganz umgekehrt. Gelingt es uns, eine öffentliche Arbeitslosenversicherung in dieser oder jener Form durchzuführen, so wird sie nichts anderes bedeuten, als eine offizielle Anerkennung der Arbeitslosigkeit durch den heutigen Staat als einer ständigen gesellschaftlichen Einrichtung, nichts anderes, als die offizielle Erklärung der bürgerlichen Gesellschaft, sie sei nicht im stande, allen ihren Proletariern Arbeit zu verschaffen und sei deshalb gezwungen, ständig einen großen Teil des Pro-

letariats aus öffentlichen Mitteln zu erhalten, nichts anderes, als das offizielle Geständnis des Kapitalismus, daß die massenhafte Arbeitslosigkeit, daß die industrielle Reservearmee eine Existenzbedingung für ihn ist und nur mit ihm zusammen abgeschafft werden kann.

Nicht genug. Die öffentliche Arbeitslosenversicherung legt noch eine andere wichtige Erkenntnis bloß. Unsere „wissenschaftlichen“ Apologeten des Kapitalismus sowie auch manche Schwärmer für die „wirtschaftliche Demokratie“ unter den Arbeitern hören es gewöhnlich mit großem Unwillen, wenn man Parallelen zwischen dem heutigen Lohnsystem und der Sklaverei zieht. In der That! Haben wir jetzt nicht den „freien Arbeitsvertrag“, die zweifellose individuelle Freiheit des Arbeiters? Allerdings, aber hier wie in allen Verhältnissen der kapitalistischen Wirtschaft tritt der wahre Kern des Verhältnisses erst zu Tage, wenn wir von seiner individuellen Erscheinungsform zur gesellschaftlichen unseren Blick wenden.

Die Lage des heutigen Einzelproletariats erscheint uns ganz anders als die des antiken Sklaven. Während dieser als unfreie Arbeitskraft gleich dem Arbeitsvieh das Eigentum, das Zubehör der Wirtschaft war, ist der einzelne Proletarier nur durch seinen Arbeitsvertrag an den Kapitalisten gebunden. Während deshalb der antike Sklavenhalter für seinen Sklaven auch außerhalb des Arbeitsprozesses, wie für sein übriges Inventar, sorgen mußte, entschlägt sich der heutige Kapitalist mit dem Ablauf des Arbeitsvertrages jeder Sorge für den Proletarier. Wenn aber für den Einzelkapitalisten der Arbeiter außerhalb des Arbeitsprozesses Luft ist, so hört für die kapitalistische Gesellschaft die soziale Funktion des Proletariats mit dem Arbeitsprozeß nicht auf. Das nicht arbeitende Proletariat, die industrielle Reservearmee, erfüllt für sie eine ebenso notwendige Funktion, wie das arbeitende. Wenn deshalb der Einzelkapitalist die Arbeitskraft achtlos wegschleudert, hat die Kapitalistenklasse als solche ein Interesse daran, daß diese wegschleuderte Arbeitskraft für den künftigen Gebrauch erhalten bleibt. Und wenn der Einzelkapitalist die Arbeitsbedingungen dermaßen herabdrückt, daß der Einzelproletarier außerhalb der Dauer des Arbeitsvertrages in den Pauperismus versinkt, so muß die kapitalistische Gesellschaft im Interesse aller Kapitalisten zusammen die Sorge für die Erhaltung der jeweilig brachliegenden Arbeitskraft in brauchbarem Zustand übernehmen.

So reproduziert sich in dem Verhältnis der Arbeiterklasse im ganzen zum kapitalistischen Staate genau das wirtschaftliche Verhältnis des Sklaven zur antiken Naturalwirtschaft, ein Verhältnis, das im einzelnen Ar-

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiedig.

„Du, du, Heinz“, sagte nun die Mutter und kam näher. „Se hat einmal was geschickt.“
„Halt Dein Maul“, fuhr ihr Mann sie an. „Is das Gelumpe der Rede wert? Schickt mer dafür 's Mädels nach Berlin? Andere thun ganz andersch heeme schicken.“ Und mit dem Ton, den Mine schon als Kind gefürchtet, wandte er sich wieder gegen sie: „Was willst?“
Sie wurde rot und blaß und stotterte.
„Na, was bringste, na?“ Er sah sie finster an, und dann blieb sein Blick auf Fridrichen haften.
„Gott sei Lob, nun würdest er freundlicher werden! Sie hob Fridrichen und hielt sie ihm hin, als wollte sie sagen: „Da sieh, bewundere num mal!“
„Was soll der Balg?!“ brummte Heinz, und dann schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Brotkrumen wie Staub in die Höhe flogen.
Mine stockte der Atem, sie hatte Todesangst, aber heraus mußte es, heraus! Darum war sie ja hergekommen. Sie räusperte sich, um ihre Stimme klar zu machen, und dann sagte sie doch noch heiser: „'s geht in Berlin nich mit der Fridrichen. Da hat se's gar zu schlecht. De Mutter würd nich viel Arbeit dervon haben. Gelle, Emma, Du wirst ihr schon verdanken? Hab Der ja ooch so viel ufgepaßt. Un so teuer is 's in Berlin!“
„Wer haben hier ooch nischte ummesont.“
„Ja ja, das weest ich“, sagte Mine rasch. „Aber de

gutte Luft kost doch nischte, un de Milch ooch nischte. Ihr habt zwei Küh — ich hab Euch doch zu der neuen zugegeben. Un da dacht ich — wenn Ihr — daß Ihr — ich will Euch ja gerne noch was dervon geben — so viel ich kann — alle Monat!“ Sie sah den Vater erwartungsvoll an.

Der blieb stumm.
„Mit der Zeit krieg ich ooch mehr Lohn, Ihr sollt sehen. Jetzt hab ich ja nur fufzig!“

„Das is ju nich wahr. Wirst schon mehr kriegen!“ Fest legte der Alte wieder die Faust auf den Tisch, und die Geschwister tuschelten.

„Ju, ju, so wahr ich leb, bei Mühlners nur fufzig! Die haben selber nicht viel.“

„Schaffsgesichte! Was gehste in so'n Dienst?!“ schrie der Vater, und die Hornesröte auf seiner Stirn stieg. „In Berlin sein so viel reiche Leute, was gehste zu so'n Bettelvolk, wo nich amal was abfällt?!“

Mine ließ den Kopf hängen. „Ich war froh, daß ich den Plaz gekriegt hab. 's sein gutte Leute.“

„Gutte Leute — gutte Leute — en Schandlohn! Erzieht man davor seine Kinder?! Du dämliches Luder! Da sein de anderen Mädels gewikter; siebzig, achtzig, neunzig Thaler haben die! Die kommen zurück wie die Damens, un die Eltern haben ooch noch was dervon. Was hat der Fidlern ihre Berthe for'n Glücke gemacht!“

„Ju, ju, fiel die Mutter lebhaft ein, „das blaue Kleid haste ju hier schon gehatt. Aber de Bertha, das muß wahr sein! Un war so'n armseliges Mädels, das keenen Kartoffelsack nich uf den Buckel heben konnt. Un Du mit Deine starken Knochen! Mer mücht sich schämen. Wie ich mer ärger, wenn ich de Fidlern Sonntags in der Kirche seh! Mit'n gestreiften Umschlageruch — goldgelbe

Streifen sein drein — un mit'n seidenen Follangunterrock. Dann hebt se sich uf, bis wer weiß, wohin. Den hat mer mein Berthchen geschickt. Berthchen dies und Berthchen das! Da haben de Leute was zu kuden; un unserens steht derbei! O Jeses!“ Sie stieß einen Seufzer aus.

Auch Mine seufzte. Sie hatte ja nichts zu verschicken. Eine ängstliche Unruhe überfiel sie. Ueberall Blicke, die ihren flehenden Blicken, ohne Teilnahme, nur mit Neugier, begegneten.

Sie sah Cilla an. Das große, üppige Mädchen stand mit hängender Lippe, wie ein verbrießliches Kind. „Was is meine Schürz?“ maulte sie. „Haste mer nich eene versprochen? Un was allens noch! Wenn eener da druf wart, kann er schwarz wer'n. Wär ich man nach Berlin, ich hätt mer andersch rausgemacht!“

„Was haste mer mitgebracht“, sagte plötzlich Emma und zog die Schwester am Ärmel.

„Un mir?“ rief Heinrich.

Mine senkte den Kopf immer tiefer, so schämte sie sich. Nichts, gar nichts hatte sie mitgebracht; nicht einmal den Kindern etwas für ein paar Pfennige!

„Lach mer, Emmchen“, flüsterte sie, „jetzt hab ich nischte, aber ich schid Der was!“

Das Kind lächelte ungläubig.

„Lach Der nischte weiß machen“, sagte Cilla hart; „die schickt doch nischte.“

Heinrich und Emma fingen an zu heulen.
Max lachte laut auf.
„Stille“, donnerte der Vater. „Un jetz sag, was De willst, Mine — kurz raus! Ihr andern halt's Maul!“
(Fortsetzung folgt.)